

Grosse Ambitionen
Wie das Reusshaus mit seinem Ausbildungsangebot die Kirche erneuern will. **HINTERGRUND 3**

Ein neuer Themenweg
Der internationale Hugenottenweg ist nun auch im Kanton Aargau durchgehend begehbar. **REGION 2**

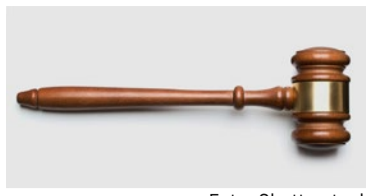


Foto: Shutterstock

Schmerzhaftes Urteil
Was eine Anklägerin betet, wenn ein Kriegsverbrecher mit einer milden Strafe davonkommt. **DOSSIER 5-8**

Kirchgemeinden
Infos aus Ihrer Kirchgemeinde enthält der zweite Bund oder die separate Gemeindebeilage. **BEILAGE**

reformiert.

Aargau

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 8/August 2021
www.reformiert.info

Post CH AG

Immer wieder kann etwas schiefgehen

Gesellschaft Das Leben mit dem neuen Virus ist die neue Normalität. Wie ist damit umzugehen? Was verändert sich? Ein Philosoph und ein Epidemiologe ziehen Lehren aus der Pandemie.

Das Schlimmste scheint vorbei zu sein. Das Coronavirus hat zumindest hierzulande seinen Schrecken verloren. Zwar gibt es neue Mutationen, Ungewissheiten auch, Regionen mit steigenden Zahlen. In Spitälern aber ist der Notstand vorbei, ein Aufatmen geht durchs Land.

Die gesunde Distanz

Das sieht auch der Philosoph Wilhelm Schmid so. Der Deutsche zeigt sich zuversichtlich: «Es ist ein absolutes Novum in der Geschichte, dass wir auf eine solche Bedrohung so schnell reagieren konnten.»

Und jedes Mal habe die Menschheit gelernt, bei der Pest, der Cholera und anderen Seuchen. «Wir werden auch aus der Corona-Krise lernen – unter anderem, dass wir mit etwas viel Grösserem zurecht kommen werden: der Klimakrise.»

Ausserdem glaubt der Philosoph, die Menschen hätten im Umgang

mit der Pandemie erkannt, dass es «keinen Sinn hat zu negieren, dass es eine Krise gibt».

Schmid hat weitere Gründe für seine Zuversicht: «Wir wissen nun, wie schön es ist, sich wieder berühren zu können, einfach zu umarmen.» Zwar habe die Pandemie gezeigt, dass die digitalen Hilfsmittel manches erleichtern. Doch zentral sei «die Erkenntnis, dass auch Nicht-Digitalisierung eine wichtige Sache ist», hält der Philosoph fest. Dieses Phänomen hat auch er erst jetzt ganz bewusst entdeckt: «Ein wirkliches Konzert etwa erzeugt eine ganz andere Energie als eine Übertragung.» Atmosphäre entstehe durch physische Präsenz.

Dass es schwierig wird, nun wieder zur Normalität zurückzukehren, glaubt Wilhelm Schmid nicht. «Wir tun es einfach», sagt er. So geht der Philosoph wieder ins Café. Doch dorthin nimmt er das Wissen mit,



Wird alles wieder wie früher, oder bleibt die neue Realität scheps? Touristinnen in Pisa.

Foto: Christian Aeberhard

«Wir wissen nun, wie schön es ist, sich wieder berühren zu können.»

Wilhelm Schmid
Philosoph

dass immer etwas schiefgehen kann. Und dass es hilft, sich zurückzunehmen, alles aus Distanz zu betrachten. «So merken wir, dass wir uns einer alles umfassenden Instanz anvertrauen können.»

Sich am Möglichen freuen

Der Epidemiologe Marcel Tanner teilt diese Zuversicht. Grosse Schritte seien getan, erklärt der Präsident der Akademien der Wissenschaften Schweiz. Zwar steige die Zahl der Ansteckungen nun wieder, «die gute Nachricht ist aber, dass jene der Hospitalisationen und Sterblichkeit

tief bleiben». Entscheidend sei, die Lage zu überwachen, Ausbrüche rasch zu identifizieren und gezielt zu reagieren. Deshalb seien Maskenpflicht im öffentlichen Raum und Verkehr, Hygiene und Abstandhalten weiterhin wichtig.

Die neue Normalität werde anders sein, sagt Tanner. Der Respekt werde bleiben. «Und wir sollten es nicht als Diskriminierung sehen, wenn wir ein Konzert nur getestet, geimpft oder genesen besuchen können.» Wichtig sei die Freude an dem, was möglich sei, betont der Epidemiologe. **Marius Schären**



Foto: zvg

«Als Künstlerin brauche ich neue Impulse»

«Endlich kann ich wieder Freunde treffen. Zum Reden, Essen, Umarmen. Unterwegs neue Kontakte knüpfen, mit meinen Bühnenpartnern proben und auf der Bühne stehen. Noch gibt es wenige freie Termine, um vor Publikum zu spielen, das ist sehr schade. Viel zu Hause zu sein, hat seine schönen Seiten, aber als Künstlerin brauche ich neue Impulse. Erst durch den Kontakt mit den Menschen macht das Leben richtig Spass.» **Aufgezeichnet: ki**

Dodo Hug, Singer-Songwriter, Comedienne



Foto: Anja Zurbrugg/Insel-Gruppe

«Weniger Programm ist mehr Musse»

«Ich freue mich auf den Moment, in dem ein Händedruck nichts Verbotenes mehr sein wird. Darauf, dass wieder ohne Angst Berührungen möglich sein werden, um einfach Menschlichkeit zu leben. Und ich freue mich sogar darauf, dass ich im Bettenhochhaus wieder länger auf den Lift warten darf, weil viele Angehörige das Spital beleben. Privat versuche ich etwas aus der Krise mitzunehmen: Weniger Programm ist mehr Musse.» **Aufgezeichnet: mar**

Kaspar Junker, Spitalseelsorger



Foto: zvg

«Ich freue mich auf die Gemeinschaft»

«Auf das gemeinsame Feuermachen und Kochen im Wald freue ich mich sehr. Bis anhin mussten die Kinder ihr Essen selbst mitnehmen, sogar die Würste durften wir nicht mehr für sie einschneiden. Nun ändert das. Auch die Lager können wieder stattfinden. Die Gemeinschaft hat mir in der Zeit der Pandemie am meisten gefehlt. Auch viele meiner besten Freundinnen sind im Cevi, so waren meine Kontakte privat sehr eingeschränkt.» **Aufgezeichnet: neh**

Jana Spiess, Cevi-Leiterin



Foto: Thomas Meyer

«Das Sägemehl hat mir schon sehr gefehlt»

«Während der Lockdowns hielt ich mich oft im Krafraum fit. Kein Vergleich zum Schwingen! Jetzt habe ich meinen ersten Festkranzsiegerungen, leider ohne Publikum am Innerschweizer Schwingfest. Nach einer derart langen Zeit wieder an einem wichtigen Wettkampf im Sägemehl zu stehen, war trotzdem toll. Umso mehr freue ich mich auf das erste Schwingfest mit wenig Publikum, das Kantonale Luzernische Ende September.» **Aufgezeichnet: ca**

Joel Ambühl, Maurer und Schwinger



Foto: zvg

«Die kleinen Chilbis sind Lichtblicke»

«Weil ich nun geimpft bin, kann ich Menschen wieder unbeschwerter begegnen, Freunde vermehrt ohne Maske sehen. Endlich ist diese Leichtigkeit im sozialen Miteinander wieder da, das ist wahnsinnig schön! Auch gibt es nun an vielen Orten kleine Chilbis, sie sind Lichtblicke für Schausteller, denn Grossveranstaltungen gibt es noch keine. So kann ich Gemeindeglieder im Einsatz besuchen, das freut mich besonders.» **Aufgezeichnet: ck**

Eveline Saoud, Chilbi-Pfarrerin

Propstei Wislikofen als Toplocation prämiert

Auszeichnung Die Propstei Wislikofen gehört zu den schönsten Tagungsorten der Schweiz: Das Tagungszentrum wurde im Rahmen der Swiss Location Awards 2021 in der Kategorie Tagunglocations mit 8,9 von 10 Punkten ausgezeichnet. Die Bewertungen für den Award stammen von rund 28 000 Veranstalterinnen und Besuchern sowie einer unabhängigen Fachjury. Die Propstei der ehemaligen Klosterkommunität der Benediktiner steht seit 1976 im Besitz der Römisch-katholischen Landeskirche des Kantons Aargau, welche die Konventsgebäude nach einer aufwendigen Sanierung der Anlage als Tagungszentrum nutzt. ti

«Marsch fürs Läbe» soll marschieren dürfen

Bewilligung Der Zürcher Stadtrat akzeptiert den Entscheid des Statthalters, dem «Marsch fürs Läbe» müsse ein Demonstrationsumzug bewilligt werden. Laut Mitteilung will Sicherheitsvorsteherin Karin Rykart zusammen mit den Organisatoren eine Lösung suchen. Zwischen Stadtrat und «Marsch fürs Läbe» herrscht seit Langem ein Tauziehen betreffend die angeblich gefährdete Sicherheit der Teilnehmenden. Laut dem Gesuch wollen die Organisatoren am 18. September eine Kundgebung auf dem Münsterhof abhalten und anschliessend durch die Zürcher Innenstadt ziehen. Veranstaltungen der Abtreibungsgegner waren in der Vergangenheit verschiedentlich angegriffen worden. ti

Zwei neue Stimmen am Sonntagmorgen

Radiopredigt In der Sendung «Radiopredigt» auf SRF sind ab 2022 zwei neue Stimmen zu hören: die römisch-katholischen Theologinnen Monika Egger und Andrea Meier. Insgesamt wurde das Team auf das kommende Jahr von 19 auf lediglich noch acht Theologinnen und Theologen verkleinert. Künftig wird am Sonntagmorgen nur noch eine statt wie bisher zwei konfessionell unterschiedliche Predigten ausgestrahlt. Weiterhin mit dabei ist der reformierte Pfarrer Matthias Jäggi aus dem aargauischen Frick. Die «Radiopredigt» ist eine Kooperation von SRF und den kirchlichen Medienzentren. ti

Pandemie öffnete Lohnschere weiter

Studie Laut einer Studie der Gewerkschaft Unia haben die Lohnunterschiede in der Schweiz im Corona-Jahr 2020 weiter zugenommen. Während Arbeitnehmende mit existenziellen Problemen kämpften, wurden die Saläre der Topkader und Dividenden des Aktionariats durch die Pandemie kaum geschmälert. Das Verhältnis zwischen dem höchsten und dem tiefstmöglichen Lohn in einer Unternehmung betrug im Durchschnitt 1 zu 137. Am prägnantesten präsentiert sich die Lohnschere beim Pharmariesen Roche. Hier müsste eine zum tiefsten Lohn angestellte Person 298 Jahre arbeiten, um das Jahresgehalt des CEO zu erreichen. Untersucht wurden 37 mehrheitlich an der Börse kotierte Unternehmen. ti



Das Brutelgut (links) und das Schloss Schafisheim (unten Mitte) sind zwei markante Wegmarken am Aargauer Hugenottenweg.



Fotos: Roger Wehrli

Wo sich bis heute Spuren der Hugenotten finden

Themenwanderung Der internationale Hugenotten- und Waldenserweg ist nun auch im Aargau durchgehend begehbar. Besonders geschichtsträchtig ist der Abschnitt zwischen Schafisheim und Lenzburg.

Wer den Hugenotten- und Waldenserweg zwischen Schafisheim und Lenzburg begehen möchte, beginnt die Wanderung am besten an der Alten Bernstrasse. Dort befindet sich das herrschaftliche Brutelgut, weiterhin auch bekannt als Rudolf-Steiner-Schule. Der Name Brutel stammt aus dem südfranzösischen Languedoc. Gédéon Brutel de la Rivière war zwar adligen Geblüts, jedoch auch ein überzeugter Reformierter, was ihn 1685 zur Flucht in die Schweiz trieb.

In jenen Jahren erreichte die Verfolgung der Hugenotten in Frankreich wie auch der Waldenser im Piemont ihren Höhepunkt. Das reformierte Genf war der schützende Hafen, den es zu erreichen galt. Von dort aus zogen die Flüchtlinge weiter in die reformierten Gebiete der Schweiz und Europas. Gédéon Brutels Söhne verschlug es bis nach England und Holland, einer kehrte gar nach Frankreich zurück.

Unternehmen gegründet

Die beiden Jüngsten jedoch, Etienne und Samuel, etablierten sich als Textilunternehmer in der Schweiz. In Schafisheim gründeten sie die Indienne-Druckerei. Als Samuel dann in Burgdorf heimisch wurde, machte dies seinen Bruder Etienne zum alleinigen Besitzer der Schafisheimer Herrschaft und zum Stammvater des Schafisheimer Familienzweigs. Diese Linie der Familie starb erst 1996 aus.

All das und noch viel mehr Wissenswertes verraten die 19 Schrifttafeln, die den 89 Kilometer langen Kulturweg säumen. Unter den aus Frankreich und dem Piemont ge-

flüchteten Reformierten befanden sich etliche Geschäftsleute, Kunst- und Facharbeiter. Für die heimische Wirtschaft waren sie somit ein grosser Gewinn.

Es waren vornehmlich Hugenotten, die die Uhrenindustrie zum Erlblühen brachten. Ebenso betätigten sie sich als Bankiers und Händler. Im Aargau waren die umtriebigen Franzosen massgeblich an der Entstehung der Textilindustrie beteiligt. Bis dahin hatte man hierzulande

«Glaube und Religion spielten im Leben der Hugenottenfamilie im Aargau eine zentrale Rolle.»

de weder die Seidenweberei noch den aus Asien stammenden Indienne-Druck gekannt.

Ein paar Wegminuten vom Brutelgut entfernt gelangt man zum Schloss, an dessen Südseite die Gebrüder Brutel einen Fabrikbau errichten liessen. Die dort hergestellten Stoffe exportierten sie bis nach Frankreich und Italien. Die beiden Söhne führten das Unternehmen anfangs erfolgreich weiter.

Allerdings war die Textilindustrie schon damals den Launen der Modewelt ausgesetzt, was dazu führte, dass sich der Indienne-Druck immer schlechter verkaufte. Stattdessen widmete sich die Manufaktur vermehrt der Seidenbandweberei. Um 1800 war es aber auch damit vorbei. Die Fabrik wurde geschlossen. Heute können die Besucherinnen und Besucher im Foyer der ehemaligen Manufaktur die Porträts sowie den Stammbaum und einige historische Dokumente der Familie Brutel besichtigen.

Staufberg war wichtig

Hat man die letzten Häuser von Schafisheim hinter sich gelassen, öffnet sich den Wanderern eine weite Ebene, aus deren Mitte sich der dicht bewaldete Staufberg erhebt. Die auf dem Hügel thronende Kirche ist ganz besonders mit der Geschichte der Familie Brutel verwoben. Die Kirche Staufberg war ihre Kirche. Etienne Brutel wurde hier 1752 bestattet. Eine Gedenktafel erinnert auch heute noch an ihn.

Glaube und Religion spielten im Leben dieser Hugenottenfamilie im Aargau eine zentrale Rolle. Gottesdienste gehörten zum selbstverständlichen Pflichtprogramm. Die typischen reformierten Tugenden bestimmten das Leben der Familienmitglieder. Man war sittenstreng, fleissig, gewissenhaft und sparsam. Die Kirchgemeinde gab den nötigen Halt und ein für die Hugenotten verlässliches Umfeld.

Obschon der Staufberg eine eher bescheidene Anhöhe ist, kann man von hier aus den halben Kanton Aargau überschauen. Der Blick schweift

über das wild zersiedelte Gebiet von Staufen und Lenzburg. Eine Gemeindegrenze ist von hier oben nicht auszumachen. Weiter im Osten verläuft der lange Grat der Lägern. Blickt man nordwärts, sind in weiter Ferne sogar die Erhebungen des Schwarzwalds sichtbar.

Bis dorthin und darüber hinaus verläuft der Aargauer Hugenotten- und Waldenserweg. Weit zurück liegt die Odyssee dieser Gemeinschaft und erinnert uns trotzdem an die Gegenwart. Roger Wehrli

Aargau – Paradies für Themenwanderungen

Die Aargauer Landeskirche hat neben dem Hugenotten- und Waldenserweg von Murgenthal bis Bergdietikon noch weitere thematische Wandervorschläge anzubieten: Der Felix-Hoffmann-Weg verbindet die sechs Kirchen mit Glasmalereien des Aargauer Künstlers Felix Hoffmann, die in Gegendstanz zueinander liegen: Aarau, Auenstein, Buchs, Kirchberg, Suhr und Rapperswil. Der Reformationsweg führt zu den acht Kirchen, die bei der Reformation im Aargau eine besondere Rolle spielten: Reinach, Erlinsbach, Gränichen, Aarau, Suhr, Zofingen, Unterkulm, Windisch. Karl Barth (1886–1968) und Eduard Thurneysen (1888–1974) waren in den 1910er-Jahren Pfarrer in den reformierten Kirchgemeinden Safenwil und Leutwil-Dürrenäsch und standen miteinander in regelmässigem gedanklichem Austausch. Ein Weg zu ihrer Erinnerung führt von Safenwil über Uerkheim, Schöffland und Unterkulm nach Leutwil. kk

Privates Institut will neuen Kirchenberuf etablieren

Ausbildung Das Institut im Reusshaus in Luzern lehrt neu «Theologie und Gemeindebildung». Hinter dem Projekt stehen prominente Köpfe der reformierten und der katholischen Kirche.

Zu kontemplativer Klaviermusik erzählt Novizin Delia Klingler vom Diakonissenhaus Riehen über ihren Einstieg ins Klosterleben. «Gott kommt uns entgegen, wenn wir auf der Suche sind», sagt sie in einem Video. Auch andere Gläubige legen Zeugnis ab, etwa Xandi Bischoff von der Kommunität Don Camillo. Die Botschaft: Der Weg zum Glauben ist voller Überraschungen.

Diese «geistlichen Impulse» werben nicht für ein spirituelles Seminar in einem Bildungshaus. Auf der Website des Instituts im Reusshaus in Luzern verkaufen sie vielmehr eine ökumenische Ausbildung. Ab diesem Herbst können sich interessierte Katholiken und Protestanten zum ersten Mal in «Theologie und Gemeindebildung» ausbilden lassen.

In der Kirchenlandschaft sorgte die Privatinitiative für Aufsehen, nicht zuletzt wegen der prominenten Personen, die dahinterstehen: Co-Leiterin des Instituts ist die reformierte Pfarrerin Sabine Brändlin, die im Frühling 2020 aus dem Rat der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS) zurückgetreten ist. Im Beirat sitzt Abt Urban Federer vom Kloster Einsiedeln.

London als Inspiration

Den Impuls für das Projekt gaben Reisen nach London. Organisiert hat sie Walter Dürr, Direktor des Studienzentrums für Glaube und Gesellschaft der Universität Freiburg und ebenfalls im Beirat. Er besuchte dort mit Kirchenvertretern mehrfach das St Mellitus College, eine junge Ausbildungsstätte der anglikanischen Kirche. Anhänger verschiedenster theologischer Richtungen studieren dort fürs Pfarramt oder eine akademische Laufbahn. Viele haben einen charismatischen oder evangelikalen Hintergrund. Zu diesem Schluss kommt die Church of England selbst in ihrer Evaluation.

Neben der Theologie bekommt die Spiritualität viel Raum. Brändlin hat «die Verbindung der Liebe zu Gott, der Begeisterung für die Kirche und der Leidenschaft für gute Theologie miteinander sehr beeindruckt». Sie fuhr zuerst als Teilnehmerin mit und hat später weitere Reisen mitorganisiert. Ihr war klar:



Vieles ist noch im Fluss: Das ökumenisch ausgerichtete Institut Reusshaus in Luzern.

Foto: Fabian Biasio

«Etwas Ähnliches könnte auch in der Schweiz spannend sein.»

Der Versuch, das Londoner Modell zu übertragen, erlitt Rückschläge. Die Hoffnung, die Ausbildung an theologische Fakultäten anzubinden, zerschlug sich nach Gesprächen mit den Universitäten. Auch gelang es Brändlin nicht, das Projekt unter der Ägide der EKS zu initiieren. «So haben wir entschieden, die Initiative selbst zu ergreifen.»

Undurchsichtig ist die Finanzierung der Ausbildung. Studierende sind in 40-Prozent-Pensen in einer Gemeinde oder Pfarrei angestellt und zahlen für den dreijährigen

Lehrgang 8400 Franken im Jahr. Geld kommt auch von Privatpersonen und Stiftungen. Namen legt Brändlin nicht offen. «Auf Wunsch der Stiftungen», wie sie sagt.

Als Dozent aufgeführt ist Ralph Kunz, Theologieprofessor der Universität Zürich. Er hält am Reusshaus mit einem katholischen Kollegen ein Seminar zur Ekklesiologie. Der pionierhafte ökumenische Ansatz habe ihn angesprochen, sagt er. Auch sieht er «eine interessante Verbindung zwischen Theologie und Spiritualität». Noch fehle für die Absolventen aber die Zuordnung zu bestehenden kirchlichen Berufen,

räumt Kunz ein. «Das ist der Knackpunkt, denn einen Abschluss ohne Anschluss darf es nicht geben.»

In der Lücke zum Pfarramt

Den Beruf der Gemeindebildung gibt es in der reformierten Kirche nicht. Ralph Kunz sieht aber zwischen Pfarramt und Sozialdiakonie eine «Lücke für einen supportiven Beruf zur spirituellen Begleitung». Pfarrpersonen seien oft ausgelastet mit Gottesdiensten, Kasualien oder Konfirmationsunterricht. Viel, was die Gemeinde stärke, bleibe liegen.

Brändlin stellt sich vor, dass Absolventen Projekte für frisch Kon-

firmierte auf die Beine stellen oder Kirchenpräsenz in einem Neubaugebiet markieren könnten. In eine ähnliche Richtung gehen Kurse im Bereich «Pioneer Ministry», die das Konkordat für die Pfarrausbildung mit der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften konzipiert hat. Thomas Schaufelberger, Leiter der Aus- und Weiterbildung der Pfarrpersonen in den Konkordatskirchen, blickt daher eher skeptisch auf das private Institut: «Erst einmal braucht es eine Diskussion über die Abgrenzung der verschiedenen kirchlichen Berufe», sagt er.

Neben den theologischen Fakultäten ist für kirchliche Berufe bei den Reformierten vor allem die Höhere Fachschule TDS Aarau relevant, die auf Sozialdiakonie und Katechetik ausgerichtet ist. Das be-

«Das ist der Knackpunkt, ein Abschluss ohne Anschluss darf nicht sein.»

Ralph Kunz
Theologieprofessor

stehende Ausbildungsangebot und das noch fehlende Berufsbild dürften Gründe sein, warum das Reusshaus bei den Reformierten bisher auf wenig Anklang stösst. Im ersten Jahrgang ist nur eine Person reformiert, neun sind katholisch. Die Konferenz der deutschsprachigen Bistümer der Schweiz hat positive Signale ausgesandt. Sie will die Qualität der Ausbildung und Anschlussmöglichkeiten evaluieren.

Mit einigen reformierten Kantonalkirchen sind Gespräche angelaufen. Schaffhausen prüft, ob Studierende für den praktischen Teil der Ausbildung in Kirchengemeinden angestellt werden können. Kirchenratspräsident Wolfram Kötter sieht «spirituell geprägte Menschen mit Sendungsbewusstsein als Bereicherung» und erhofft sich mit Blick auf den Pfarrmangel Entlastung durch künftige Absolventen.

Die Zürcher Landeskirche winkt ab. «Wir sind gegenwärtig nicht an einer Zusammenarbeit interessiert», sagt der Kirchenratspräsident Michel Müller auf Anfrage. «Unter anderem, weil die Finanzierung nicht transparent ist.» Cornelia Krause

Kommentar

Zuerst das Versteckspiel beenden

Das Reusshaus muss vorerst kleinere Brötchen backen als erhofft. Das schadet dem Institut nicht, die Geheimnistuerei um das Geld hingegen schon.

Das Reusshaus wollte hoch hinaus und als eidgenössische Ausgabe des St Mellitus College nichts weniger als beidseits der Konfessionsgrenzen die Kirche erneuern. Die Glut des Glaubens sollte mit der an der Universität gelehrt Theologie verbunden, der Gemeindeaufbau neu angefasst werden.

Die richtigen Fragen

Was nicht ist, kann zwar noch werden. Doch vorerst werden in Luzern kleinere Brötchen gebacken. Eine Brücke zum Theologiestudium fehlt. Landeskirchen, die ihr Ausbildungssystem selbst weiterentwickeln, reagieren unterkühlt auf die private Initiative. Die Zurückhaltung erstaunt nicht. Das Reusshaus hat sich ein eigenes Berufsbild gezimmert, ohne zuvor die Kirchen eingehend zu konsultieren. Wer derart über-

zeugt ist von seinem Angebot, hätte sich vielleicht früher nach der Nachfrage erkundigen sollen. Dass das Institut hinter seinen ursprünglichen Ambitionen zurückbleibt, könnte sich freilich als sein Glück erweisen. Ohne grossen Druck experimentiert es sich leichter. Und experimentelle Räume hat die Kirche nötig.

So stellt sich die Frage, wie dicht eine Kirche ihr Pfarrstellennetz angesichts sinkender Mitgliederzahlen noch knüpfen kann. Zugleich wird der Gemeindeaufbau kleinteiliger, persönlicher, vielfältiger und damit zeitintensiver, wenn die selbstverständliche Bindung zur Kirche bröckelt. Konfessionelle Grenzen verschwimmen, weil die Volkskirche zu einer Minderheit unter vielen wird. Bibelgruppen mit Reformierten und Katholikinnen, Pietisten und Agnostikerin-

nen können eine Bereicherung sein. Für deren Leitung braucht es kein abgeschlossenes Theologiestudium, akademisches Grundwissen ist aber dringend nötig. Gelingt es dem Reusshaus, das historisch-kritische Bibelstudium mit charismatischen Elementen auszusöhnen, ist viel gewonnen.

Die fehlenden Antworten

Voraussetzung für den Erfolg der Ausbildung in Luzern ist, dass sie sich als ökumenische Ergänzung zu bestehenden Bildungswegen in der Kirche versteht, nicht als Konkurrenz. Ein Lehrgang, der Gemeindeglieder am Gemeindeaufbau beteiligt und zum Priestertum aller Gläubigen befähigt, wäre reformiert im besten Sinn. Bevor sich eine Kirche allerdings auf eine Kooperation mit dem Reusshaus einlässt, sollte sie das

Ende der Geheimnistuerei einfordern. Bei anderen Religionsgemeinschaften pocht die Politik auf Transparenz bis hin zur Forderung nach einem Verbot ausländischer Finanzhilfen für Moscheen, das im Nationalrat einst nur knapp gescheitert ist. Und dann soll gleichzeitig ein Institut, das Mitarbeitende öffentlich-rechtlich anerkannter Kirchen ausbilden will, die Namen der offenbar international tätigen Stiftungen, die seinen Betrieb finanzieren, verheimlichen dürfen? Die Frage ist rhetorischer Natur.



Felix Reich
«reformiert.»-Redaktor
in Zürich

Mechanische Meisterwerke aus alter Zeit

Orgeln Die deutschen Landesmusikräte haben die Orgel zum «Instrument des Jahres 2021» gekürt. Einige besondere Instrumente mit interessanten Geschichten finden sich in Kirchen im Aargau.



Nadia Bacchetta, Hauptorganistin der Stadtkirche Aarau.

Foto: Roger Wehrli

Wegen ihres prächtigen Äusseren und ihres gewaltigen Klangs wird die Orgel gern als «Königin der Instrumente» bezeichnet. Kein anderes Instrument hat an Tiefe und Höhe mehr Umfang, ihr Klang reicht vom sanftesten Pianissimo bis hin zum donnernden Fortissimo. Mit ihren vielen Pfeifen gleicht sie einem grossen Bläserorchester. Orgeln sind Meisterwerke des Instrumentenbaus und der Feinmechanik, deshalb sind sie auch so teuer.

Trotz dieser hohen Kosten steht hierzulande in jeder Kirche, in jedem Dorf eine Orgel, sie gehört einfach zum Gottesdienst. Waren früher Musiker auf Reisen, boten ihnen Orgeln die Möglichkeit, vor Ort zu üben. So etwa Felix Mendelssohn Bartholdy: «Eben komme ich aus der Kirche, wo ich drei Stunden bis in die Dämmerung Orgel gespielt habe», schreibt er am 2. September 1831 aus Walenstadt nach Hause. «Das einzige Register, das brauchbar war, war eine sehr weiche, dumpfe Flöte im Manual und ein unbestimmter Subbass, 16 Fuss im Pedal, damit hab' ich denn die ganze Zeit phantasiert», so Mendelssohn.

Viel Pflege nötig

Oft waren und sind Orgeln in keinem guten Zustand, man muss sie regelmässig stimmen und revidieren. Alte restaurierte Orgeln ermög-

lichen es jedoch in ihrer Eigenart, stilistische Moden von einst zu erleben, des linienbetonten Barocks anfangs des 18. Jahrhunderts etwa oder der farbenreichen französischen Romantik Ende des 19. Jahrhunderts. Man kann auf diesen Orgeln aber auch heute Modernes spielen: hier einen Swing, da einen poppigen Rhythmus oder auch mal Länd-

«Die Voix Céleste, die himmlische Stimme, kann ich bei französisch-romantischer Musik nicht mehr missen.»

Nadia Bacchetta
Hauptorganistin in Aarau



Die Grosse Orgel der Klosterkirche Muri ist noch der Renaissance verpflichtet.

Foto: Johannes Strobl

ler. Das lockert die Gottesdienste nicht nur auf, es passt auch gut in die ehrwürdigen Kirchenräume.

Gleich drei Orgeln in Muri

Die ältesten Instrumente im Kanton Aargau stehen in der Klosterkirche Muri, und es sind gleich drei. Diese «Dreieinigkeit» schönster Orgeln, die mit dem Raum bestens harmonieren, ist eine sonst nicht mehr anzutreffende Einmaligkeit. Alle drei Orgeln in Muri eignen sich bestens für Konzerte, auch mit mehreren Orgeln gleichzeitig. In dieser Konzertsaison präsentiert Hauptorganist Johannes Strobl das integrale Orgelwerk von Bach.

1619 schloss der Abt des Klosters Muri einen Vertrag mit dem Orgelbauer Thomas Schott aus Bremgarten für eine grosse Orgel mit Hauptwerk, Rückpositiv und Pedal. Das im Wesentlichen noch der Renaissance verpflichtete Instrument wurde 1630 fertiggestellt. Diese Grosse Orgel hat im Lauf des sich ändernden musikalischen Geschmacks einige Revisionen und Umbauten erlebt. Sie ist aber auch ein schönes Beispiel für einen gelungenen Rückbau. So hat die Orgelbaufirma Kuhn aus Männedorf 2005 anhand historischer Quellen die «Bossart'schen Balganlagen» von 1744 rekonstruiert, sodass die Grosse Orgel heute wieder eine ihrem ursprünglichen Wesen entsprechende historische Windversorgung besitzt.

Über die Aare nach Aarau

Eine nicht gar so alte, aber interessante Geschichte hat die Orgel in der Stadtkirche Aarau. Wie alle reformierten Kirchen hatte auch sie das Problem, dass Reformator Zwingli die Kirchenmusik als störend für die Andacht ansah und das Orgelspiel verbot. In einigen reformierten Kirchen mussten die Orgeln sogar ausgebaut werden.

Als dann in Bern der Orgelbau aufgehoben wurde, wollte man auch in Aarau möglichst bald wieder zu einer Orgel kommen. In der Berner Predigerkirche stand ein fast neues Werk, das nicht mehr gebraucht wurde: Die Aarauer bekamen es geschenkt. Im April 1755 traf diese er-

sehnte Orgel auf dem Wasserweg in Aarau ein. Und alle waren sich einig: Die Orgel aus Bern mit ihrem prachtvollen Prospekt, der Aussenverkleidung, sei ein wahres Paradestück. Doch leider war sie alles andere als das. Der aussergewöhnlich schön verzierte Prospekt, der sich bis heute erhalten hat, sah zwar prächtig aus, doch das Instrument hinter dem Prospekt hatte zahlreiche Mängel, die ständig nachgebessert werden mussten.

Das heutige Instrument konzipierte 1962 der damalige Stadtkirchen-Organist Ernst Gerber mit der Orgelbaufirma Kuhn. Die wichtige Neuerung war, dass der Spieltisch des Organisten frei steht, also nicht direkt unter den Pfeifen. Nadia Bacchetta, Hauptorganistin der Stadtkirche Aarau, ist von den Möglichkeiten des vielseitigen Instrumentes begeistert: «Ich habe viele Lieblingsklänge, von der Glitzerpracht eines barocken Tutti bis hin zum romantischen Grand Choeur.»

Seit der letzten Revision gebe es eine Voix Céleste, eine himmlische Stimme: «Die kann ich bei der fran-

zösisch-romantischen Musik nicht mehr missen.» Zu den markantesten technischen Neuerungen beim Orgelbau gehört die sogenannte Traktur. Sie bestimmt, wie die Taste mit dem Ventilsystem in der Windlade verbunden ist, also wie der Ton ausgelöst wird: mechanisch, pneumatisch oder elektronisch. In der Spätromantik im späten 19. Jahrhundert waren pneumatische Trakturen in Mode, jedoch problematisch, weil beim Anschlagen der Taste die Verzögerung bis zum Erklingen des Tons zu gross war.

Pneumatik in Schneisingen

Eine der wenigen pneumatischen Orgeln steht heute noch im Aargau. «Die 1930 gebaute Schneisinger Orgel steht in weiter Umgebung als einziges vollständig und unverändert erhaltenes Instrument der spätromantischen Orgelbauepoche da», weiss Organist Bernhard Hörler. Er lobt das «sehr präzise gebaute» Instrument in den höchsten Tönen. Es ist so: Im Aargau haben einige Orgeln interessante Geschichten zu erzählen. Sibylle Ehrismann



Die rekonstruierten Bossart'schen Balganlagen in Muri.

Foto: Johannes Strobl

DOSSIER: Am Gericht

«Meine Arbeit ist fundamental wichtig für die Gesellschaft»

Journalistin Gerichtsreporterin Brigitte Hürlimann will die besten Argumente aller Parteien wiedergeben und die Urteile nachvollziehbar machen. Schliesslich sei dies fundamental für eine demokratische Gesellschaft. Den Begriff Gerechtigkeit meidet sie.



Gerichtsberichtersteratterin mit Leib und Seele: Brigitte Hürlimann (Dritte von rechts) beschreibt Prozesse mit viel Fachwissen und grosser Demut.

Illustration: Robert Honegger

Nach dem Gespräch mit Brigitte Hürlimann bleibt vor allem ein Eindruck: Ja, sie ist Gerichtsreporterin mit Leib und Seele und mit viel Wissen und grosser Demut.

Die 58-jährige Journalistin und promovierte Juristin sagt gleich am Anfang: «Mit 23 kam ich als Reporterin zum Tagi, Berichterstattung aus dem Gericht war Pflichtstoff. Das hat mich vom ersten Tag an gefesselt und begeistert. Und so ist es heute noch.» So schätzt sich Hürlimann glücklich, dass ihre aktuelle Arbeitgeberin «Republik» eine eigene Rubrik dafür pflegt.

Die Gefahr der Prävention

Alle Tragödien des menschlichen Lebens spielen sich im nüchternen Gerichtssaal ab. «Ich habe nirgendwo sonst so viel gelernt über das Leben, über Schmerz und Verlust.»

Hürlimann schätzt die kontroverse Diskussion, in der um Lösungen gerungen wird. Gestritten werde

sachlich. «Ganz anders als im Parlament», ergänzt sie und lächelt.

Immer klarer wurde ihr mit der Zeit: «Die Begriffe «gut» und «böse» sind nicht so einfach zuzuordnen.» Denn mit dem humanen Strafvollzug sei eine andere Haltung zentral: «Auch ein Mörder ist nie nur ein Mörder. Er kann humorvoll sein, charmant – eine vielschichtige Person.» Wirklich böse seien wohl nur ganz wenige Menschen.

Hürlimann beobachtet, dass diese Grundhaltung zunehmend unter Druck gerät. Der gesellschaftliche Konsens verschiebe sich zu stark in Richtung Prävention, kritisiert sie. Mit Urteilen werde versucht, künftige Verbrechen zu verhindern, und damit in der Konsequenz in Kauf genommen, dass Menschen auf Vorrat eingesperrt bleiben.

Zugleich gerate der letzte Teil des Ablaufs im Strafrecht zunehmend aus dem Blick: der Auftrag, die Verurteilten nach Verbüßung ihrer

Strafe wieder zu integrieren. Ebenfalls «hochproblematisch» findet die Juristin das Wahlverfahren für das Richteramt. «Dass man einer bestimmten Partei angehören muss, ist inakzeptabel und wird unter anderem auch von der europäischen Antikorruptionsbehörde kritisiert», sagt Brigitte Hürlimann.

Vehemente Rechtfertigung

Geht es darum, die journalistische Arbeit zu rechtfertigen, wird Hürlimann energisch. Gerichtsberichterstattung sei «absolut fundamental wichtig» für die Gesellschaft. Die Bevölkerung müsse nachvollziehen können, wie gerichtet werde. Die Urteile der Richter verständlich zu machen, sei «für den Rechtsfrieden unabdingbar». Diesen Satz wiederholt sie im Gespräch gleich dreimal.

Die Arbeit am Gericht sei viel zu wenig bekannt, findet die Juristin. «Das schockiert mich immer wieder. Kaum jemand weiss, dass Ge-

richtstermine grundsätzlich öffentlich sind. Das ist ein Grundpfeiler der Demokratie und Gesellschaft!»

Hürlimann versucht, möglichst zugänglich zu beschreiben, was das Gericht tut, wie die Urteile zustande kommen und welche Regeln gelten, wie die ganzen Abläufe funktionieren. Dieses Wissen fehlte ihr zu Beginn ihrer Reportertätigkeit. Mit der

Künstler und Dauergast im Gerichtssaal

Robert Honegger hat bereits unzählige Angeklagte, Richter und Staatsanwältinnen gezeichnet, meistens für den «Tages-Anzeiger». In der Schweiz ist das Fotografieren vor Gericht verboten. Honegger wurde 1955 in Oberrieden geboren. Studienaufenthalte führten ihn nach Paris und New York. Für «reformiert.» war der Illustrator und Maler bei allen Gesprächen dabei.

Töchterhandelsschule als Ausbildung realisierte sie, dass sie im Gericht fachlich «eine Schicht nicht durchdringen» konnte.

Die Journalistin schrieb sich mit 32 an der Universität Freiburg ein und schloss 2004 mit einer Dissertation ab. 15 Jahre später verlieh ihr die Universität Bern den Ehrendoktor. Das ehre sie, doch sei ihr stets bewusst, dass sie nur einen Teil der Geschichte kenne. Sie verfolgt, was im Gerichtssaal passiert, von der Untersuchung weiss sie wenig. «So habe ich Demut vor jedem Prozess.»

Fairness reicht vollkommen

Was Gerechtigkeit ist, weiss Hürlimann nicht. Gerecht zu sein, sei ohnehin ein zu hoher Anspruch. Sie meidet das Wort, «subjektiv, zu abstrakt und philosophisch» sei es. Lieber braucht sie den Begriff Fairness. «Wir müssen faire Prozesse führen, dann haben wir eigentlich fast alles erreicht.» Marius Schären

«Ich erkenne ziemlich gut, wenn jemand lügt»

Richterin Schuldig oder nicht, darüber hatte Marianne Heer als Ober- richterin zu entscheiden. Ihr Menschenbild litt durch die Arbeit mit Straf- tätern nicht. Sie interessierte sich für die Geschichten hinter den Taten.



Niemanden unschuldig zu verurteilen, war ihr wichtigstes Ziel: Marianne Heer (links).

«Ich setze mich für ein faires Verfahren ein»

Strafverteidigerin Tanja Knodel hatte schon als Jugendliche Mühe, wenn Leute ihre Position ausnutzen. Die Anwältin stellt sich deshalb auf die Seite jener, die vor Gericht einer besonders grossen Macht gegenüberstehen.



Vor einem wichtigen Prozess schläft sie noch immer schlecht: Tanja Knodel (links).

Ihr Leben als frisch pensionierte Richterinnen ist gerade etwas turbulent. Eines ihrer Tiere ist krank, das bringt viel Unruhe. Marianne Heer und ihr Mann leben mit drei Hunden, acht Katzen und drei Pferden. «Tiere geben uns sehr viel: Sie sind unmittelbar, und im Gegensatz zu den Menschen lügen sie nicht.»

In ihrer Arbeit als Richterinnen war die Unterscheidung zwischen Lüge und Wahrheit zentral. Um zu einem tragfähigen Urteil zu kommen, verschaffte sie sich zuerst aufgrund der Akten ein Bild. Beim Prozess selbst blieb dann, wenn überhaupt, meistens nur wenig Zeit, mit den Beschuldigten zu sprechen.

Die persönliche Begegnung war Heer dennoch enorm wichtig. «Natürlich wäre es anmassend zu sagen, ich kenne jemanden nach einer Viertelstunde.» Dennoch traut sie sich nach über 30 Berufsjahren eine grosse Menschenkenntnis zu. «Ich erkenne ziemlich gut, wenn jemand lügt.» Die unzähligen Prozesse haben ihre Intuition geschärft. «Aus der Art, wie und wann jemand was sagt, lässt sich viel ableiten.»

Fakten und Intuition

Die Intuition ist freilich nur ein Aspekt für die Urteilsbildung. Immer wieder kam es vor, dass das Gefühl nicht mit der Faktenlage übereinstimmte und ein Angeklagter beispielsweise im Lauf des Verfahrens entlastet wurde. Damit hatte Heer kein Problem. «Mein oberstes Ziel als Richterinnen war es, keine Unschuldigen zu verurteilen.» So konnte sie bei einem Freispruch gut damit leben, den Angeklagten zu Beginn falsch eingeschätzt zu haben.

Die 65-jährige ehemalige Oberstaatsanwältin und Kantonsrichterin interessiert sich für die Men-

schen und das, was sie antreibt. Ihr Spezialgebiet sind Straftäter mit psychischen Krankheiten. Vor zehn Jahren gründete sie das Forum Justiz und Psychiatrie, das angehende Juristinnen und Juristen ausbildet.

«Es ist immer, aber ganz besonders bei psychisch kranken Menschen wichtig zu fragen, weshalb eine Tat begangen wurde, welche Umstände dazu geführt haben.» Nur so sei es möglich, Urteile zu fällen, die die Interessen des Staates, der Opfer, des Täters und der Gesellschaft zugleich berücksichtigten.

Der Mensch bleibt ein Tier

Dass die Öffentlichkeit nach einem schweren Verbrechen eine angemessene Strafe fordert, ist für Heer mehr als verständlich. «Begangenes Unrecht muss gesühnt werden.» Doch das Ziel einer Strafe sei nicht Vergeltung, vielmehr gelte es, weiteres Unheil zu verhindern.

Heer findet es bedenklich, dass es nach der Liberalisierung des Strafrechts in den 70er- und 80er-Jahren nun eine Gegenbewegung gibt, die härtere Strafen und mehr Kontrolle und Sicherheit fordert. «Es braucht Strafen, die ernst genommen werden, doch Sühne allein nützt den Opfern nichts und bringt unter Umständen die Gesellschaft in Gefahr.»

Heer ist überzeugt, dass selbst umfangreiche Gutachten den Menschen nie restlos erfassen. Richter könnten nur eine Prognose stellen und das Urteil danach ausrichten.

Der Mensch sei letztlich ein Tier. Eines mit einer höheren Intelligenz und dem Instinkt eines Raubtiers: fressen oder gefressen werden. «Natürlich bemühen wir uns, aggressive Impulse zu kontrollieren, doch gelingt das nicht immer und nicht allen.» Katharina Kilchenmann

Schon als Schülerin standen Tanja Knodel die Haare zu Berge, wenn ein Lehrer demonstrierte, dass er mehr Macht als die Schüler besass. Heute lösen zuweilen Polizisten und Staatsanwälte dieses Gefühl in ihr aus. Die 46-Jährige sitzt in ihrer Kanzlei Müller Knodel + Partner am Tisch, an dem sie auch ihre Mandanten empfängt, und sagt: «Ich mag es nicht, wenn jemand einen Beruf mit einem Machtprimat hat und dieses missbraucht. Das hat mit dem Alter noch zugenommen.»

Tanja Knodel vertritt als Verteidigerin Menschen, die einer besonders grossen Macht gegenüberstehen: dem Staat. Ihre Aufgabe ist es, am Gericht dafür zu schauen, dass den Beschuldigten allfällige Verstösse prozessual korrekt nachgewiesen werden und sie im Fall eines Schuldspruchs angemessene Strafen erhalten. «Auch wer gegen das Gesetz verstossen hat, besitzt in unserem Land das Recht auf einen fairen Prozess.» Leider würden die Verfahren nicht immer sauber ablaufen. «Im Zweifel für den Angeklagten? Das erlebe ich oft anders.»

Beweislast liegt beim Staat

Knodels Name tauchte im Frühling in vielen Medien auf, weil sie durch die geplante Verschärfung des Sexualstrafrechts ein wichtiges Gut bedroht sieht: dass nicht mehr der Staat die Schuld, sondern der Verdächtige, dem eine sexuelle Gewalttat vorgeworfen wird, seine Unschuld beweisen muss. Die Umkehr der Beweislast wäre in ihren Augen das Ende des Rechtsstaats.

Grundsätzlich gilt die Unschuldsvermutung immer, ausser wenn die Schuld erwiesen ist, etwa weil sich jemand selbst anzeigt, in flagranti erwischt wird oder belastendes Vi-

deomaterial vorliegt. «In solchen Fällen ist es meine Aufgabe, dafür zu sorgen, dass das Verfahren fair abläuft, mein Mandant nur für die begangene Tat verantwortlich gemacht wird und das Strafmass nicht unpassend hoch ausfällt, weil persönlich gefärbte Meinungen hineinspielen», sagt Knodel. Beispielsweise weil der Beschuldigte eine bestimmte Hautfarbe habe.

«Ist die Schuld aber nicht bewiesen, und der Mandant erzählt mir einermassen plausibel, warum er kein Täter ist, gehe ich von seiner Unschuld aus.» Selbst wenn viele Indizien dagegensprechen. «Es gibt immer wieder Ereignisse und Zufälle, von denen man denkt, dass sie nicht möglich sind.» Zweifle sie an der Version ihres Mandanten, sage sie ihm das jeweils. «Wenn ich vor Gericht verteidige, stehe ich zu jedem Wort, das ich sage.»

Abzweigungen ins Chaos

Die Anwältin hat keine Mühe, Menschen zu verteidigen, die Schlimmes getan haben. Oft macht sie die Erfahrung: «Niemand ist davor gefeit, irgendwann einmal im Leben eine Straftat zu begehen.» Manchmal sei es Zufall. «Aber ich sehe in den meisten Biografien Abzweigungen, die ins Chaos führten.»

Knodel belastet es mehr, wenn ein Mandant zu einer Strafe verurteilt wird, die sie als nicht angemessen empfindet, und sie sich fragt, ob sie wirklich alles für den Mandanten getan, alle Argumente vorgebracht hat. «Vor allem wenn es um lange Haftstrafen geht.» Oft liegt sie in den Nächten vor solchen Prozessen lange wach. Das sei aber richtig. «Wäre ich nicht mehr nervös, müsste ich meinen Beruf an den Nagel hängen.» Anouk Holthuisen

«Ich glaube, ich stehe auf der richtigen Seite»

Staatsanwältin Im Mordfall Rapperswil hat Barbara Loppacher die Anklage vertreten. Für die Leiterin der Staatsanwaltschaft Lenzburg-Aarau muss die öffentliche Sicherheit Priorität haben in der Strafverfolgung.



Sie beantwortet die Fragen des Journalisten im Verhörraum: Barbara Loppacher (links).

«Da hatte ich sicher auch Glück»

Gutachter Der forensische Psychiater Frank Urbaniok schaltet sich immer wieder in die öffentliche Debatte ein. Er verlangt von seinen Berufskollegen strikte Neutralität und will, dass auch sie sich der Kritik stellen müssen.



Er wehrt sich gegen die Unangreifbarkeit der Gutachter: Frank Urbaniok (rechts).

Sie ist Doktorin der Rechtswissenschaft, hat als wissenschaftliche Assistentin an der Universität Zürich gearbeitet, war Obergerichtsschreiberin und hat seit fast 20 Jahren das Anwaltspatent. Loppacher könnte auch eine akademische Laufbahn einschlagen oder als Wirtschafts-anwältin viel Geld verdienen. Doch ihre Rolle in der Justizerei sieht sie praktisch seit ihrem Studium als Strafverfolgerin. 2008 wurde die gebürtige Ostschweizerin Staatsanwältin im Aargau, seit fast zehn Jahren leitet sie die Staatsanwaltschaft Lenzburg-Aarau.

Nachdem am 21. Dezember 2015 in Rapperswil eine vierköpfige Familie brutal ermordet aufgefunden worden war, arbeitete sie bis Mitte Januar praktisch durch. Keine Weihnachten, kein Silvester, keine Feiern mit Freunden. Bereits nach fünf Monaten konnte sie bekannt geben, dass der Mörder gefasst ist. Später, vor Gericht, forderte die Sozialdemokratin die lebenslange Verwahrung des Täters, obschon eine so harte Massnahme noch nie vor Bundesgericht Bestand hatte.

Das Wagnis der Anklage

Den prompt laut gewordenen Vorwurf des Populismus kontert Loppacher im Gespräch, zu dem sie im Verhörzimmer empfängt, gelassen: «Wenn ein Täter nicht fassbar ist, auch durch die Gutachten nicht, ist für mich klar, dass er eine Gefahr darstellt.» Da sei es ihre Aufgabe, sich für die Sicherheit der Bevölkerung einzusetzen. «Auch einmal mit einer Maximalforderung.» Die 47-Jährige würde in der gleichen Situation wieder so handeln.

Natürlich sei auch die Suche der materiellen Wahrheit eine wichtige Aufgabe einer Staatsanwältin, sagt

Barbara Loppacher. Also der Einbezug entlastender Fakten, der Maxime der Unschuldsvermutung folgend. «Würden wir das nicht tun, würde uns das spätestens die Verteidigung um die Ohren hauen.»

Verabschieden müsse man sich hingegen von der Vorstellung, dass «wir immer herausfinden, wie es genau war, gerade bei den Vier-Augen-Delikten wie häuslicher Gewalt oder im Sexualbereich». Steht es 50 zu 50, sei eine Anklage zwingend. «Ein Freispruch kann für einen Beschuldigten sogar mehr wert sein als eine Verfahrenseinstellung.»

Mit Niederlagen vor Gericht hat die Staatsanwältin kein Problem: «Wenn ich das Gefühl habe, da muss doch ein Schuldspruch resultieren, das Gericht aber anderer Meinung ist, ziehe ich den Fall weiter.»

Am liebsten an der Front

Scheidungsanwältin oder gar Strafverteidigerin zu sein, könnte sich Loppacher eher nicht vorstellen. «Als Staatsanwältin habe ich das Gefühl, auf der richtigen Seite zu stehen.» Auch das viele Geld, das auf einer Wirtschaftskanzlei zu verdienen wäre, lockt sie nicht: «So viel Geld kann man mir gar nicht bezahlen, dass ich jedes Wochenende durcharbeiten würde.»

Einen kleinen Rollenwechsel hat Barbara Loppacher 2018 vollzogen. Nicht weg vom Strafrecht, aber hin zum Gericht. Sie wurde als nebenamtliche Richterin der Berufungskammer am Bundesstrafgericht in Bellinzona gewählt. Ein 15-Prozent-Nebenjob zum 100-Prozent-Pensum in Lenzburg. «Ich liebe die Arbeit an der Front, am Fall. Aber ob ich das als Staatsanwältin oder als Richterin mache, da möchte ich mich nicht festlegen.» Thomas Illi

Kurz geschorenes Haar, eine markante Nase, ein silberner Ring im Ohr: Der Kopf und der Name des gebürtigen Kölners Frank Urbaniok sind in der Schweiz bekannt. Der forensische Psychiater war zwischen 1997 und 2018 Chefarzt des Psychiatrisch-psychologischen Dienstes des Kantons Zürich. Er äusserte sich in jener Zeit oft öffentlich.

Heute arbeitet er als selbstständiger Gutachter, Berater, Therapeut und Troubleshooter bei Krisen aller Art. Er ist als Experte für Gewalt- und Sexualverbrechen nach wie vor gefragt. In gesellschaftliche Diskussionen schaltet er sich ein, sofern er das als nötig erachtet.

So geschehen im Vierfachmord von Rapperswil, Ende 2018. Es ging um die Therapierbarkeit des Täters. Die beiden Gutachter diagnostizierten eine Pädophilie, der eine zudem eine narzisstische, der andere eine zwanghafte Persönlichkeitsstörung. Doch weshalb der Mann die Tat begangen hatte, blieb offen. «Hier eine Therapie zu empfehlen, ist falsch», kritisierte Urbaniok öffentlich. «Nur wenn ein Gutachter die Tat erklärt, kann er auch beurteilen, wie wahrscheinlich es ist, dass der Täter erneut delinquent, und was sich ändern muss, damit das Risiko sinkt.»

Kein Interesse am Urteil

Die Hauptfunktion eines Gutachters sei es, dem Gericht eine Entscheidungsgrundlage für ein Urteil zu liefern, sagt Urbaniok. Der Gutachter sei also kein Richter, sondern ein neutraler Sachverständiger. «Er darf weder ein Interesse daran haben, dass der Beschuldigte verurteilt wird, noch dass es zu einem Freispruch kommt.»

Das Gesetz erachtet ein Gutachten dann als notwendig, wenn das

Gericht einem Täter therapeutische Massnahmen auferlegt, eine Verwahrung anordnet oder Zweifel an der Schuldfähigkeit hat. Dabei muss es drei Fragen klären. Wie gefährlich ist ein Täter? Ist er therapierbar? Und: Ist er schuldhaftig? Konnte er also zum Zeitpunkt der Tat einsehen, dass er ein Unrecht getan hat, und hätte er sich auch gegen die Tat entscheiden können?

Urbaniok verlässt sich bei der Beurteilung immer auch auf seine Erfahrung und Intuition. Aber damit die Fälle für alle Beteiligten nachvollziehbar sind, hat er «Fotres» entwickelt. Das Verfahren soll bei Tätern die Rückfallwahrscheinlichkeit bestimmen. Dafür wird jeder einzelne Fall anhand von über 700 Kriterien durchleuchtet.

Irrtum nicht ausgeschlossen

Der 58-Jährige erzählt ausführlich, er erklärt Fachbegriffe und illustriert seine Aussagen mit Beispielen. Urbaniok hat den Attentäter Friedrich Leibacher, der vor 20 Jahren im Zuger Parlament 14 Menschen erschossen und sich selbst gerichtet hatte, nach dem Tod begutachtet. «Das war kein unbescholtener Bürger, der einfach durchgedreht ist.» Leibacher habe Gewalttaten verübt, seit er 15 war, krumme Geschäfte gemacht und seine Frauen verprügelt. «Die Tat war für ihn ein Mittel, seine Interessen durchzusetzen.»

Auch ein Gutachter kann sich irren. Ein fataler Fehler sei ihm, so viel er wisse, noch nie passiert, sagt Urbaniok. «Da hatte ich sicher auch Glück.» Ein Jurist könne aber beurteilen, ob ein Gutachten etwas taugte. Es müsse plausibel sein und das Delikt erklären. «Deshalb wehre ich mich dagegen, dass ein Gutachter unangreifbar sei.» Nadja Ehrbar

«Das stelle ich mir als die Hölle vor»

Theologie Manchmal empfand Anwältin Marie-Ursula Kind ein Urteil am Kriegsverbrecher-Tribunal für Ex-Jugoslawien als «total ungerecht». Dann half ihr das Gebet: «Jetzt musst Du, Gott, für Gerechtigkeit sorgen.»



Sie überlässt Gott das letzte Wort: Juristin und Theologin Marie-Ursula Kind (rechts).

Illustration: Robert Honegger

Juristinnen und Juristen sagen gern, Recht und Gerechtigkeit seien nicht das Gleiche. Ist das nur eine Ausrede, um sich der Diskussion um Gerechtigkeit zu entziehen?

Marie-Ursula Kind: Nein, das sind unterschiedliche Dinge. Das Recht regelt das Zusammenleben in einer Gesellschaft, definiert die Regeln. Erhält ein Opfer nach einem Gerichtsprozess den Eindruck, ein Urteil sei gerecht, muss das nicht für den Täter oder das Publikum gelten. Ob mir Gerechtigkeit widerfahren ist, ist ein subjektives Gefühl.

Völkermord gilt als das schwerste aller Verbrechen. Ist da ein gerechtes Urteil überhaupt möglich?

Ich denke, es ist wichtig, dass ein Gericht den Tatbestand feststellen kann. Die Anerkennung des unendlichen Leidens, das durch das willentliche Ausrotten einer Völkergruppe verursacht wurde, ist entscheidend, damit bei den Opfern ein Gefühl der Gerechtigkeit entstehen kann. Aber es ist klar, dass das nicht immer ausreicht, das waren auch die Rückmeldungen von Opfergruppen am Internationalen Strafgerichtshof für das ehemalige Jugoslawien (ICTY).

Was ist der Sinn solcher Prozesse? Das ICTY wurde noch während des Konflikts geschaffen. Man hoffte, dass der Krieg dadurch schneller endet und nicht noch mehr Gräueltaten begangen werden. Leider hat sich diese Hoffnung nicht erfüllt.

Das Gericht diene als Drohkulisse? Es sollte abschreckend wirken. Damals war nicht davon auszugehen, dass das Gericht seine Arbeit überhaupt aufnimmt. Mit Chefanklägerin Carla Del Ponte bekam der Gerichtshof ein Gesicht, es gab erste

Urteile, wichtige Präzisierungen des Rechts. Es handelte sich, anders als bei den Nürnberger Prozessen nach dem Zweiten Weltkrieg, nicht um ein Militärgericht, sondern um ein ziviles Strafgericht, das nach rechtsstaatlichen Grundsätzen arbeitete. Allein das war ein Erfolg.

Hatte der Prozess Auswirkungen auf den Versöhnungsprozess?

Von Versöhnung zwischen den ehemaligen Konfliktparteien sind wir noch immer weit entfernt. Dafür reicht ein Tribunal nicht aus.

Kann Versöhnung überhaupt das Ziel eines Gerichtsverfahrens sein?

Ich halte eine juristische Aufarbeitung für unumgänglich. Sie dient auch dazu, Sachverhalte festzustellen und Zeugenaussagen zu dokumentieren. Darauf kann die Erinnerungsarbeit aufbauen. Nach dem Jugoslawienkrieg wurde zuerst zu stark auf das Gerichtsverfahren abgestellt, andere Elemente der Versöhnungsarbeit kamen zu kurz. Zudem blieb das Tribunal ein Satellit, da es geografisch zu weit entfernt war von den Menschen, die es betraf. Aus Sicherheitsgründen konnten wir lange nicht vor Ort ermitteln. Am Ende meiner Zeit in Den Haag arbeitete ich dann mit den Staatsanwaltschaften in Belgrad, Sarajevo und Zagreb zusammen. Da wurde deutlich, wie wichtig es ist, Verfahren vor Ort durchzuführen.

Zugleich kann ein Gerichtsurteil die Gräben noch vertiefen.

Dem Gericht wurde vorgeworfen, dass es einseitig Serben verurteilt habe, was so pauschal nicht stimmt. Aber der bosnisch-serbischen Armee liessen sich Taten leichter nachweisen, jeder Befehl war protokol-

«Von Versöhnung zwischen den ehemaligen Konfliktparteien sind wir noch immer weit entfernt.»

liert. Die albanische UCK hingegen war eher eine Guerillaorganisation mit flachen Hierarchien und ohne schriftliche Kommunikation. Hinzu kommt, dass Zeugen bedroht werden können, wenn mutmassliche Täter noch an der Macht sind.

Am Tribunal vergingen teilweise Jahre, bis endlich ein rechtskräftiges Urteil vorlag, aufwendig geführte Verfahren verliefen im Sand. Hat Sie das nicht frustriert?

Doch. Ich war über lange Zeit hinweg mit einer Anklage gegen zwei bosnische Kroaten betraut. Sie mussten sich unter anderem für das Massaker an über hundert bosnischen Muslimen im Dorf Ahmici verantworten. Die Männer hatten eng zusammengearbeitet, es hiess, sie seien wie zwei Köpfe an einem Körper gewesen. Dennoch kam es aus verfahrenstechnischen Gründen in der Berufung nur beim einen Täter zur Bestätigung des erstinstanzlichen Urteils, die andere Strafe wurde massiv reduziert.

Wie sind Sie damit umgegangen?

Es war ein Reality-Check. Seit ich als Kind über das Unrecht gelesen habe, das den Indianern angetan wurde, wollte ich mich für die Benachteiligten einsetzen. Ich bin mit wehenden Fahnen zum Gericht gegangen. Dann musste ich lernen, wo die Grenzen von Strafverfahren sind. Aber auch, dass es noch andere Möglichkeiten gibt, Taten aufzuarbeiten. Man kann die Geschichten erzählen und Bücher darüber schreiben. Oder auch Akten aufbewahren für spätere Verfahren.

Welche Alternativen sehen Sie denn zu Gerichtsverfahren, die der Aufarbeitung dienen können?

Es hängt davon ab, was eine Regierung zulässt. Südafrika entschied sich für eine Wahrheitskommission und verzichtete auf Gerichtsverfahren. Ob das funktioniert, muss sich zeigen. Häufig braucht eine Aufarbeitung zwei Generationen. Das sieht man in der Schweiz mit Blick auf den Zweiten Weltkrieg, in Deutschland noch mehr. Die Enkel können mit den Grosseltern anders sprechen als deren Kinder. Die vom ICTY angestregten Verfahren haben immerhin dazu beigetragen, dass sich gewisse Verbrechen nicht mehr wegdiskutieren lassen.

Sie haben unzählige Zeugenprotokolle gelesen und dabei in menschliche Abgründe geschaut. Hat sich dabei Ihr Gottesbild verändert?

Mein Menschenbild hat sich verändert. Ich sah, zu welchen Grausamkeiten Menschen fähig sind. Ich stelle mir vor, Gott weint über dieses Elend. Gott hat uns als selbstständig denkende Wesen erschaffen, die Verantwortung übernehmen können. Er hat uns Freiheit gegeben. Wie wir damit umgehen, müssen wir vor uns selbst verantworten.

Warum schaut Gott nur zu, wenn Menschen Unrecht erfahren?

Wir können auf diesen Gott, der das Volk Israel im Alten Testament auf seinem schwierigen Weg geführt hat, vertrauen. Aber oft sind Kräfte am Werk, die uns verführen, fürchterliche Dinge zu tun. Trotz allem bin ich überzeugt davon, dass Gott das letzte Wort hat. Lief eine Anklage ins Leere, obwohl die Anklagebehörde Beweise dafür hatte, was passiert ist, sagte ich zu Gott: «Das Gerichtsurteil war total ungerecht, jetzt musst Du für Gerechtigkeit sorgen.» Das hat mich entlastet.

Sie glauben an das Jüngste Gericht?

Es ist auf jeden Fall eine Orientierungshilfe für mein Verhalten. Ich gehe davon aus, dass ich einmal Rechenschaft ablegen muss vor Gott. Gott lädt uns zum Leben ein, wir werden immer wieder schuldig. Ich vertraue auf einen gnädigen Gott.

Der auch schlimmste Taten vergibt?

Ich bin überzeugt, dass wir für unsere Vergehen geradestehen müssen. Aber wir dürfen ehrlich bereuen und Gott um Vergebung bitten. Die Gnade kostet nichts, aber sie ist nicht billig. Um sie anzunehmen, muss ich vor mir selbst und vor Gott meine Schuld eingestehen. Je nachdem, was ich getan habe, ist das geradezu unvorstellbar. Denken Sie an Hitler. Der Moment, in dem ein solcher Diktator erkennt, was er anderen Menschen angetan hat, stelle ich mir buchstäblich als die Hölle vor.

Jesus fordert uns auf, auch noch die andere Wange hinzuhalten, wenn uns jemand schlägt. Und er sagt: «Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!» (Mt 7,1) Müssen Juristinnen und Juristen solche Bibelstellen überspringen?

Marie-Ursula Kind, 55

Am Internationalen Strafgerichtshof für das ehemalige Jugoslawien (ICTY) arbeitete Marie-Ursula Kind von 2000 bis 2010. Von 2007 bis 2016 leitete sie Projekte zur Übergangsgerechtigkeit in Den Haag, Bosnien und Herzegowina, Genf und Kosovo und wurde als Expertin für zivile Friedensförderung in mehrere Länder entsandt. Inzwischen hat die Anwältin den Studiengang «Quereinstieg in den Pfarrberuf» absolviert.

Natürlich stolpere ich als Juristin über solche Stellen. Ich glaube, Jesus will uns auch irritieren. Lässt sich ein Konflikt im Gespräch ohne Urteil lösen, umso besser. Im Zivilrecht geht man deshalb ja zuerst zum Friedensrichter. In Ruanda gibt es Verfahren, in denen die Dorfgemeinschaft erst miteinander einen Weg sucht, um Unrecht auszugleichen. Vieles liesse sich lösen, wenn Täter Schuld eingestehen, das ist wohl die Voraussetzung.

Die Bibel erzählt vom barmherzigen Gott, aber auch vom strafenden Gott. Wie geht das zusammen?

Als Opfer hoffe ich auf den gerechten Gott, der für mich streitet. Als Täterin wünsche ich mir einen gnädigen Gott, wenn ich meine Schuld anerkenne. Ich denke, Gott ist beides in seiner Weisheit.

Die Reformatoren sprachen davon, dass sich die weltliche Gerechtigkeit auf die göttliche Gerechtigkeit beziehe. Was halten Sie davon?

Das Konzept leuchtet mir ein. Wir müssen uns an göttlichen Geboten orientieren und uns dem weltlichen Recht unterstellen. Aber wenn sich geltendes Recht als offensichtliches Unrecht entpuppt und den christlichen Werten widerspricht, müssen

«Es geht schnell, und ein Wertesystem gerät ins Rutschen. Das habe ich am Tribunal gesehen.»

wir uns dagegen wehren. So konsequent zu handeln, wie Jesus es vorgelebt hat, ist jedoch eine Überforderung, deshalb sind wir auf Gottes Gnade angewiesen.

Was nehmen Sie aus dem Gericht mit auf die Kanzel?

Ich habe gelernt, in meinem Urteil über Menschen vorsichtig zu sein. Und nicht zu glauben, dass solche Verbrechen in der Schweiz nicht möglich sind. Wir müssen extrem wachsam sein, wenn Minderheiten ausgegrenzt werden, schlecht über sie geredet wird. Ob das nun Muslime, Roma oder Sans-Papiers sind. Es geht so schnell, und ein Wertesystem gerät ins Rutschen. Das habe ich am Tribunal gesehen. Als PfarrerIn möchte ich an einer Gemeinschaft bauen, die sich an Christus orientiert, in der wir zueinander schauen. Dass Gott uns einlädt, mit ihm im Gespräch zu bleiben, und uns Jesus als Bruder im Leben begleitet: Das will ich predigen. Interview: Cornelia Krause, Felix Reich

Geschichten von Sinn und Erlösung

Weisheitsgeschichten Aschenputtel, Froschkönig oder Hans im Glück: In seinem neuen Buch zeigt der Theologe Josef Imbach, wie Märchen und biblische Geschichten von denselben Menschheitserfahrungen erzählen.

«All diese Geschichten aus der Bibel, das sind doch nur Märchen!» So haben immer wieder aufmüpfige Schüler ihre Religionslehrerinnen provoziert. Diese Behauptung ist nicht ganz falsch. Denn die Bibel ist nicht ein einheitlicher, von einem einzigen Autor verfasster Text, sondern eine Sammlung von Schriften aus verschiedenen Zeiten. Ganz unterschiedliche Arten von Texten gehören dazu: Geschichtsbücher, Gebote und Gesetze, Lieder und Gedichte – und eben auch Geschichten, die man durchaus als Märchen bezeichnen kann.

Aber dabei muss man auch festlegen, was überhaupt als Märchen zu verstehen ist. Jene Schüler würden sagen: «Erfundene Geschichten für kleine Mädchen.» Die Literaturwissenschaft betrachtet es jedoch anders: In den Märchen der Völker werden grundsätzliche Weisheiten über das menschliche Leben weitergegeben. Über Liebe und Feindschaft, Gut und Böse, über Gefährdung und Errettung, über den Sinn des Lebens und über den Tod. Weil diese Einsichten in spannende Geschichten verpackt sind, können die Menschen sie leichter in ihr Denken und Handeln aufnehmen, als wenn es abstrakte Analysen oder strenge Vorschriften wären.

Menschheitserfahrungen

Auch in der Bibel gibt es diese Art von Geschichten. Manche gehen auf ältere Märchenmotive aus anderen Kulturen zurück. Zum Beispiel die Geschichte vom reichen Mann und vom armen Lazarus, die Jesus nach Lukas 16,19–31 erzählt hat.

Der katholische Theologe Josef Imbach befasst sich in seinem neuen Buch «Vom fröhlichen Hans und vom heiligen Franz» mit der Märchen-Thematik und hält dazu in der Einleitung fest: «In der Bibel spiegeln sich Erfahrungen wider, die Menschen im Lauf von Jahrhunderten im Umgang mit Gott gemacht haben. In den Märchen hingegen verdichten sich uralte Einsichten der Völker in Bildern und Symbolen.»



Die Welt der Märchen: Bunt und geheimnisvoll.

Bild: Maria Mackiewicz-Adamus

In den folgenden Kapiteln seines Buchs zeigt Imbach am Beispiel einzelner Märchen, warum sie nicht bloss «Geschichten für kleine Mädchen» sind – oder gerade das überhaupt nicht.

Verwandte Motive

Aschenputtel, Froschkönig, Hans im Glück, Rotkäppchen, Sterntaler, aber auch weniger bekannte Märchen befragt Imbach nach ihrer Botschaft. Er findet verwandte Motive in biblischen, aber auch in literarischen Texten, und er weist auf die Tiefenpsychologie hin, die in den Märchen die Darstellung von seelischen Nöten und Zwängen und die Erlösung davon erkennt.

Zum Beispiel das Kapitel «Der Hirtenjunge und die Küchenmagd». Zwei allgemein bekannte Gestalten

sind damit gemeint: der junge Hirte David, in dem der Priester Samuel den künftigen König Israels erkennt; ihn hat Gott auserlesen, ihn, und nicht seine sieben schönen und starken älteren Brüder. Und die Küchenmagd, das Mädchen, das nur mit seinem Übernamen bekannt ist: Aschenputtel – schikaniert, verachtet, verstossen, aber zur Frau des Königssohns bestimmt. Der Unterschied: In der Bibel steht Gott auf der Seite der Schwachen. Im Märchen jedoch setzt sich eine ausgleichende Gerechtigkeit durch: Die Bösen werden bestraft, und die Guten werden am Ende belohnt.

Das Märchen von Aschenputtel macht es den Zuhörerinnen leicht, sich mit dem armen Mädchen zu identifizieren, es voller Mitgefühl durch seine Nöte zu begleiten und

sich am Ende über sein Glück zu freuen. Nicht ganz so einfach ist das bei der Geschichte von Hans im Glück: Sein Herr gibt ihm beim Abschied einen Klumpen Gold zum Lohn. Auf dem Weg zurück zu seiner Mutter tauscht Hans seinen Besitz immer wieder gegen etwas anderes ein – das Gold gegen ein Pferd, das Pferd gegen eine Kuh, die Kuh gegen ein Schwein ... Am Schluss kommt er bei der Mutter an, mit leeren Händen, aber wunderbarerweise glücklich und zufrieden.

Innere Freiheit

Josef Imbach bezeichnet das, was Hans beim Verlieren gewonnen hat, als innere Freiheit – es ist jene Freiheit, zu der Jesus seine Brüder und Schwestern ruft, wenn er sie an die Schönheit der Lilien auf dem Feld und an die Sorglosigkeit der Vögel des Himmels erinnert. Das «Sorget nicht!», zu dem Jesus die Menschen aufruft, zeigt sich besonders eindrücklich im Leben des Franz von Assisi, dessen Geschichte Imbach

«In den Märchen verdichten sich uralte Einsichten der Völker in Bildern und Symbolen.»

Josef Imbach
Theologe und Autor

im Kapitel von Hans im Glück als verwandtes Beispiel erzählt.

Nicht immer aber ist Imbach einverstanden mit der Botschaft eines Märchens. Wenn das arme Mädchen im Märchen «Sterntaler» alles, aber auch wirklich alles, was es besitzt, weitergibt, sieht er darin eine fragwürdige Form der Selbstausschüttung. Die Leserinnen und Leser ihrerseits werden Imbachs Deutungen nicht immer zustimmen, aber sie erhalten Anregungen, um ihren eigenen Zugang zu den Geschichten zu suchen. Käthi Koenig

Josef Imbach: Vom fröhlichen Hans und dem heiligen Franz. Die Weisheit der Märchen und die Bibel. TVZ, 2021, 262 Seiten

Leben als Singulär



Der Geist von Lehrer Zurbuchen im alten Kontor

Von Max Dohner

Fahre ich heute an Dorfbanken vorbei, die aussehen wie eine Kreuzung von Luxusloft und Fort Knox, denke ich an Lehrer Zurbuchen und sein Kontor. Ein Termin bei Zurbuchen verursachte Herzklopfen. Nicht weil man in seiner Privatwohnung stand, teppichweich, in ungewohnter Stille für ein Arbeiterkind, das Büchlein in der Hand. Doch nicht einmal davon ging die Beklemmung aus, obwohl das Format des Sparbüchleins haargenau jenem des Zeugnisses glich, weswegen Lehrer Zurbuchen einem hie und da die Ohren langzog.

Es war der Ernst – Zurbuchens Aura von Geist und Geld. Vor einem dunkelbraunen Pult stand ein Ledersessel. Darin wäre der Schüler versunken, wäre ihm erlaubt gewesen, Platz zu nehmen. Alles war dunkelbraun, die Wände vollgestellt mit Büchern, Ordnern, Folianten, alle beschriftet in Fraktur. Ein Wälzer lag aufgeschlagen auf dem Pult. Zurbuchens Finger wanderte die Namen runter, alle aufgelistet mit gleicher Akkuratess neben einem roten Strich. Und dann sprach Zurbuchen wie ein Druide den Satz: «So, junger Mann, was bringen wir diesmal aufs Kässeli?»

War es ein Fünfliber? Zurbuchen zog feierlich die Feder aus dem Tintenfass, notierte den Betrag, nahm das Lineal für den Doppelstrich unterm neuen Vermögensstand: 87 Franken, 35 Rappen. Zins gabs verlässlich wie jedes Jahr Schnee, siebeneinviertel Prozent. Der Bub konnte rechnen dank Zurbuchen, der Satz war wahr: Spare in der Zeit, so hast du in der Not. Not gabs in der Folge nie. Dafür ging alles schnell. Lehrer Zurbuchen wurde pensioniert; das «Dorfkässeli» führte er eine Weile fort. Nach seinem Tod wurde eine Ortsbank gebaut. Deren Direktor war anfangs noch sichtbar hinter Panzerglas. Dann verschwand er ins neue Büro, wo er ausgesuchte Kunden empfing – Grinsen, Cognac, Händeschütteln. Unten tippten «Fräuleins» die Kontoverschiebungen in Lochkarten. Fettes Neon erleuchtete die Bank, als sie sich «neu aufstellte» ... und im Jahr drauf verhökert wurde – Grinsen, stilles Wasser, Händeschütteln. Gras drüber! Nichts erinnert mehr an den Braus, will auch niemand dran erinnern. Es sei denn Lehrer Zurbuchens Geist.

Max Dohner ist Schriftsteller und Journalist, zuletzt als Autor der «Aargauer Zeitung». Für seine belletristische Arbeit wurde er mehrfach preisgekrönt. Foto: Reto Schlatter

Von Adam bis Zippora

Das Tier der Apokalypse

«Und ich sah ein Tier aus dem Meer aufsteigen, das hatte zehn Hörner und sieben Köpfe. Auf seinen Hörnern trug es zehn Diademe und auf seinen Köpfen standen Lästernamen. Und das Tier, das ich sah, glich einem Panther, und seine Füsse waren wie die eines Bären, und sein Maul war wie das Maul eines Löwen.» (Apk 13,1-2)

Diese Beschreibung eines endzeitlichen Monsters findet sich in der Offenbarung des Johannes, dem letzten Buch der Bibel. Es schildert in visionären Bildern das Ende dieser Welt und den Anbruch einer neuen Zeit. Bei die-

sem dramatischen Geschehen hat unter anderem auch das besagte Tier einen Auftritt. Wer oder was ist mit diesem Tier gemeint?

Ein gehörntes Monster, auf dessen Stirn Lästliches steht, lässt sogleich an den Teufel denken. Weil sich der Text aber an verfolgte Christen im Römischen Reich wandte, drückte sich der Autor verschlüsselt aus, und entsprechend vielfältig sind die Deutungen. Ursprünglich war vielleicht Kaiser Nero, der brutale Christenverfolger, gemeint. Im Mittelalter stand das siebenköpfige Tier für die Sieben Hauptsünden, in der Reformationszeit für das Papsttum. Sicher ist nur: Das Tier ist böse. Hans Herrmann

Wie linderte David die Depressionen von König Saul? War Maria Magdalena die Geliebte von Jesus? «reformiert.» stellt biblische Gestalten vor.



Cartoon: Heiner Schubert

Tipps

Ausstellung

Die Schweizer Regierung seit 170 Jahren

Mit Geschichten, Porträts und Erinnerungstücken stellt eine Ausstellung im Landesmuseum die Männer und Frauen vor, die seit 1848 die Geschicke der Schweiz lenkten. Im Mittelpunkt steht das Bundesratszimmer, das die Künstlergruppe Kollektiv Krönlhalle in knapp zwei Dritteln der Originalgrösse nachgebaut hat. Ergänzt wird die Ausstellung mit Geschenken aus aller Welt, die die Schweizer Regierung über die Jahre erhalten hat. kk

Bundesrätinnen und Bundesräte seit 1848. Bis 7. November, Landesmuseum Zürich



Das echte Bundesratszimmer – aber nur scheinbar.

Foto: zvg

Sachbuch



A. Schwarzenbach, E. Maillard Foto: zvg

Schätze aus der Schweizer Literatur

Auf dem Titelbild sind Annemarie Schwarzenbach und Ella Maillard zu sehen – zwei von 99 Autorinnen und Autoren, die in diesem Buch mit einem Werk, Daten zu ihrem Leben und einem Bild vorgestellt werden. Eine Übersicht, die Überraschungen birgt und zum Weiterlesen einlädt. kk

99 beste Schweizer Bücher. Nagel & Kimche, 2020, 224 Seiten, Fr. 39.90

Konzert



Musique Simili Foto: zvg

Mediterrane Stimmung auf dem Rügel

Das Tagungshaus Rügel lädt ein zur Sommer-Serenade. Die Gruppe Musique Simili tritt auf mit einem Programm zu Ehren von Georges Brassens und mit mediterraner Musik für Stimme, Violine und Akkordeon. Der erste Teil findet bei schönem Wetter im Freien statt. kk

Musique Simili. 20. August, 19–21.30 Uhr, Tagungshaus Rügel, Seengen, Anmeldung bis 4.8.: mail@sonaare.ch, 079 372 90 48

Agenda

Gottesdienste

Helvetia predigt!

50 Jahre Frauenstimmrecht – das ist der Anlass für die ökumenische Aktion «Helvetia predigt!». Die Kirchgemeinden in der Schweiz sind aufgerufen, am 1. August, einem Sonntag, Frauen mit der Gestaltung des Gottesdienstes und der Predigt zu beauftragen. Evangelische und katholische Theologinnen und Frauen mit theologischem und kirchlichem Hintergrund haben sich dafür zur Verfügung gestellt. In Niederlenz findet ein Regionalgottesdienst zum Thema statt. Er wird von Pfarrerin Christine Soland geleitet. Musik: Christina Ischi.

So, 1. August, 9.45 Uhr
ref. Kirche Niederlenz

In Rohr nehmen die Kirchenpflegerin Corinne Dietiker und Pfarrer/in Esther Zbinden das Thema auf. An der Orgel Flora Dietiker.

So, 1. August, 10 Uhr
ref. Kirche Rohr

In Aarau diskutieren Therese Dietiker, Rosmarie Wipf und Eva Thalmann: «Die Stimmen der Frauen – wo stehen wir heute?». Der Gottesdienst wird gestaltet von Marianne Saputo, Berta Keller, Susanne Metzger und Dagmar Bujack. An der Orgel erleben wir Elisabeth Waldmeier.

So, 1. August, 10 Uhr
Stadtkirche Aarau

Gottesdienst zum Nationalfeiertag

Ökumenischer Gottesdienst in der Klosterkirche Muri mit Diakon Francesco Marra und Pfrn. Brigitta Josef zum Thema «Heimat: Wo liegt unser Schatz?». Anschliessend offizieller Festakt der Gemeinde Muri und Gelegenheit der Bevölkerung zum gemütlichen Zusammensein.

So, 1. August, 19 Uhr
Klosterkirche Muri

Gartengottesdienst

Abendmahlsgottesdienst im interkulturellen Garten des Heks in Rütihof. Mit der Gartenfachfrau Viviana Acquaroni, Pfr. Florian Rückel, der Sozialdiakonin Monika Jufer und Christine Jauner mit ihren Schülerinnen und Schülern.

So, 8. August, 19 Uhr
Neue Gärten, Baden Rütihof

Waldgottesdienst

Ökumenischer Gottesdienst der Gemeinden Bottenwil und Schöftland zum Thema «Ströme lebendigen Wassers», gestaltet vom Musikverein Bottenwil, Pfr. Markus Schöni, Pfarrer/leiter Beat Niederberger und Pfr. Daniel Hintermann. Anschliessend Bräteln.

So, 15. August, 10 Uhr
Waldhaus Bottenwil

Auskunft bei unsicherem Wetter:
062 721 11 16, Fahrdienst ab 9.30 Uhr
beim Gemeinde-Parkplatz

Gottesdienst im Schlosshof

Festgottesdienst mit Taufe am Brunnen im Schlosshof Schöftland unter dem Motto «Gottes Spuren». Mit der Brassband Felsegg und Pfrn. Dörte Gebhard.

So, 22. August, 9.30 Uhr
Schloss Schöftland

Wettertelefon ab Sa, 18 Uhr:
078 909 10 82

Kultur

Die Pilger

17 Pilger, vom Künstler Johann Kralewski lebensgross aus Gips und Bandagen gestaltet, machen während des Monats August in der Stadtkirche Aarau halt. Sie laden dazu ein, das Unterwegssein zu unterbrechen, Rückschau auf Vergangenes und Ausschau nach neuen Lebenszielen zu halten.

bis 26. August
Stadtkirche Aarau

Aufgeblüht – Gartenserenade

Ein Quartett von Argovia Philharmonica spielt auf der Lindenterrasse auf Schloss Wildegg Werke von Johann Sebastian Bach, Malcolm Arnold, Peter Mieg, Wolfgang Amadeus Mozart und Isaac Albéniz.

Sa, 14. August, 19 Uhr
Schloss Wildegg, Möriken

Bei schlechtem Wetter findet das Konzert in der Schloss-Scheune statt, www.argoviaphil.ch/konzerte

Stretta Concerts

Klassisches Konzert mit dem Ensemble Chaarts, Gwendolyn Masin und Stretta Concerts, Sebastian Bohren: Pärt, Haydn, Bach, Mozart.

So, 22. August, 17 Uhr
Stadtkirche Brugg

Ich liege wach und bin wie ein Vogel

Jeden Tag hat die Theologin Ruth Näf Bernhard einen Psalm gelesen, einen Vers daraus ausgewählt und ein Gedicht dazu geschrieben. Diese 150 Gedichte erschienen vergangenes Jahr im Buch «Ich liege wach und bin wie ein Vogel». In der Folge «Literatur im Schloss» in Winterthur liest die Autorin eine Auswahl aus diesem bemerkenswerten Psalmenbuch.

So, 29. August, 10.30 Uhr
Schloss Mörsburg
Mörsburgstrasse 30, 8404 Winterthur
www.moersburg-winterthur.ch

Weitere Anlässe:

reformiert.info/veranstaltungen

Leserbriefe

reformiert. 6/2021, S. 3

Eher gut gemeint als gut gemacht

Nicht ausgrenzen

Dass sich Barbara Bussmann nicht engagieren will für das Stimm- und Wahlrecht für Menschen mit einer Beeinträchtigung, die eine umfassende Beistandschaft haben, ist eine Sache. Dass sie sich jedoch das Recht herausnimmt zu urteilen, ob Menschen mit Beeinträchtigung in der Lage sind, eine eigene Meinung zu haben oder sich eine Meinung zu einem Thema zu bilden, ist diskriminierend und zeigt diesbezüglich keine differenzierte Sichtweise. Menschen haben Rechte, ob sie diese ausüben oder nicht.

Es stellt sich somit nicht die Frage, ob Menschen mit einer umfassenden Beistandschaft auch in der Lage sind, das Stimm- und Wahlrecht auszuüben. Sie sind per se davon nicht auszugrenzen. Der Verdacht, dass sie von «verstehenden» Menschen in ihrem Umkreis beeinflusst werden, stimmt mich sehr nachdenklich.

Wie bilden wir uns denn eine Meinung? Sind wir dafür nicht auf den Austausch mit anderen Menschen angewiesen oder zumindest hilft er uns, sich eine Meinung zu bilden? Stimmen alle berechtigten Bürger*innen immer ohne Einfluss von Menschen in ihrem Umfeld ab? Oder stimmen sie gar nicht ab, wenn sie etwas nicht verstehen? Oder stimmen sie nach Gefühl ab? Oder stimmen sie ab, was eine ihnen nahestehende Person denkt, weil diese vielleicht mehr Ahnung vom Thema hat und man ihr vertraut?

Es wäre zu wünschen, dass wir in der Meinungsbildung frei sind, wir aber die Meinung im Austausch mit Mitmenschen bilden. Und das können Menschen mit einer Beeinträchtigung sehr wohl.

Beatrice Schwaiger, Kantonale Geschäftsleiterin Pro Infirmis Zürich

Diskriminierend

Empörte Reaktionen sind bei der Behindertenkonferenz Kanton Zürich aufgrund des Artikels «Eher gut gemeint als gut gemacht» in der Juniausgabe eingegangen. Es ist unverständlich, warum Personen mit Behinderung auch von kirchlicher Seite um ihren Anspruch auf ein Stimm- und Wahlrecht geprellt werden. Der Artikel ist einseitig und diskriminierend. Im breit abgestützten Mitwirkungsnetzwerk

«Partizipation Kanton Zürich» nennen Betroffene die Gewährung der politischen Rechte als eine ihrer Top-Prioritäten bei der Umsetzung der UNO-Behindertenrechtskonvention. Ihr Mitspracherecht ist ein wichtiger Faktor für die gleichberechtigte Teilhabe in der Gesellschaft.

Auch stärkt es den Selbstwert und die Identität der betroffenen Personen. Denn kein Stimm- oder Wahlrecht zu haben, bedeutet ein Abschluss. Es symbolisiert, dass man nicht dazugehört. Und das, obwohl die Inhalte von Abstimmungen auch Personen mit Behinderung betreffen.

Die dargelegten Ängste und Bedenken geben ein falsches Bild von Personen mit vollständiger Beistandschaft ab: Es gibt unter ihnen sehr wohl Personen (etwa mit psychischer Behinderung), die eine eigene Meinung bilden und mitteilen, aber im Alltag nicht für sich selbst sorgen können. Auch gibt es keine Hinweise, dass eine erhöhte Beeinflussung über Beistände erfolgen würde. Personen mit Behinderung dürfen nicht weiter vom Stimm- und Wahlrecht ausgeschlossen werden. Eine solidarische und demokratische Gesellschaft gewährt ihnen die gleichen Rechte wie allen anderen Menschen auch. Und zwar ohne Wenn und Aber.

Marianne Rybi, Geschäftsleiterin Behindertenkonferenz Kanton Zürich

reformiert. 5/2021, S. 1

Die Armee will eine multireligiöse Seelsorge

Explosive Mischung

In der Bibel finde ich keinerlei Motivation dazu, sich für verschiedene Religionen zu öffnen und Diversität von Lehren über Gott zu leben. Wie viele Partnerschaften mit Seelsorgenden und Verfechtern von anderen Religionen braucht die Armee? Oder allgemein die Schweiz und ihre staatlichen Einrichtungen? Wessen Freund will man sein, der Freund von Gott oder der Freund dieser Welt?

In der Armee wird Menschen gelehrt, wie man Waffen bedient, um andere Menschen damit bei Bedarf zu töten. Gleichzeitig sollen die Soldaten seelisch von Irrelhären begleitet werden? Das ist eine besonders explosive Mischung, im wahrsten Sinne des Wortes. Warum nicht mannhaft und tapfer sein, Jesus Christus ungeteilt nachfolgen

und die daraus resultierende (staatliche) Verfolgung und die Verachtung von Menschen ertragen? Nicole Schärer, Horgen

Naiv und weltfremd

Eine totalitäre Religionsgemeinschaft wie den Islam durch die Unterschrift unter eine schriftliche Erklärung zu Prinzipien und Werten «zähmen» zu wollen, ist naiv und weltfremd.

Hanna Muster, Bern

Ihre Meinung interessiert uns. redaktion.aargau@reformiert.info oder an «reformiert.», Storchengasse 15, 5200 Brugg. Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitungen und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern | Jura | Solothurn, Graubünden und Zürich. www.reformiert.info

Gesamtauflage: 703 595 Exemplare

Redaktion

AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti)
BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar)
GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig)
ZH Christa Amstutz (ca), Nadja Ehrbar (neh), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Christian Kaiser (kai), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr)

Blattmacher: Felix Reich

Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)

Korrektorat: Die Orthografen

Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé

in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Aargau

Aufgabe: 98 539 Exemplare (WEMF)
reformiert. Aargau: erscheint monatlich

Herausgeberin: Reformierte Landeskirche Aargau, Aarau

Präsidium der Herausgeberkommission:

Gerhard Bütschi-Hassler, Schlossrued

Redaktionsleitung: Thomas Illi
Verlagsleitung: Hans Ramseier

Redaktion und Verlag

Altenburgerstrasse 49, 5200 Brugg
Tel. 056 444 20 70
redaktion.aargau@reformiert.info
verlag.aargau@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen

Bei der jeweiligen Kirchgemeinde

Inserate

KünzlerBachmann Verlag AG, St. Gallen
Mediabereiter Urs Dick
Tel. +41 71 314 04 94, u.dick@kueba.ch

Inserateschluss Ausgabe 9/2021

4. August 2021

Druck

DZZ Druckzentrum Zürich AG

Papier

Der Umwelt zuliebe verwenden wir ein ökologisches Zeitungspapier mit einem hohen Altpapieranteil von bis zu 85%.

Porträt

Ohne Maske vom Leben erzählen

Theater Christoph Hebing zeigt Kindern und Jugendlichen die Bretter, die die Welt bedeuten. Dabei will er verletzlich und durchlässig bleiben.



Bereit, «sich zum Affen zu machen»: Christoph Hebing auf den Zuschauerrängen seines Theaters.

Foto: Ephraim Bieri

«Wer bereit ist, sich zum Affen zu machen, hat den grössten Erfolg.» Es ist einer dieser markanten Sätze von Christoph Hebing, die – aus dem Kontext gerissen – leicht effekthascherisch wirken können.

Der Kontext also: Hebing, Gründer und Leiter der Jungen Bühne Bern (JBB), 64 Jahre alt, gelernter Landschaftsgärtner, dreifacher Vater und Theatermensch aus Leidenschaft und Berufung. Aus der Theaterszene in Bern ist er kaum mehr wegzudenken; für viele Lehrkräfte die Rettung, wenn es darum geht, ein Schultheater zu inszenieren.

Was heisst also «sich zum Affen machen»? Hebing's Antwort lautet:

«Seine Verletzlichkeit zeigen, durchlässig sein.» In der Theaterarbeit bedeutet es auch: keine Klischees bedienen und sein, wie man ist.

Aus Liebe zum Theater

Schon als Jugendlicher liebte Christoph Hebing, dessen Eltern ein Kinderheim führten, das Theater. Mehr zufällig machte er eine Landschaftsgärtnerlehre, kam in Bern in Kontakt mit dem Theater 1230, schloss sich 1982 einer internationalen Theatertruppe an. Nicht zuletzt, weil er sich in die Schauspielerin Eva Kirchberg verliebt hatte.

Das Paar zog durch Frankreich und Spanien. Es war eine Zeit des

Aufbruchs: Nach der Franco-Diktatur war der Hunger nach Kultur gross. Überall schossen Theaterbauten aus dem Boden. So kamen auch Christoph Hebing und seine Partnerin

Christoph Hebing, 64

Eine Art Wanderschauspieler war Christoph Hebing, bevor er 1989 in Bern sesshaft wurde. 2005 gründete er mit Eva Kirchberg die Junge Bühne Bern. Rund 250 Teilnehmende besuchen jährlich die Klubs und Kurse. Hebing wohnt mit seiner Partnerin und dem jüngsten Sohn in Muri.

rin zu ihrem ersten Theater in Katalonien. Und zwar kostenlos. «Die einzige Bedingung war, dass wir zweimal im Jahr an einem Dorffest spielten und Kinderprojekte realisierten», erzählt Hebing. Spätestens jetzt waren die Weichen fürs Kinder- und Jugendtheater gestellt.

Nichts als die Bühne

Nach zehn Jahren wurde ihm «das politische Klima in Spanien zu nationalistisch». Es war Zeit zu gehen.

Mit 100 Franken, ohne Arbeitsvertrag und ohne Wohnung zog die junge Familie – mittlerweile war Tochter Helena geboren – 1989 in die Schweiz. Mit Gelegenheitsjobs hielten sich die Eltern über Wasser,

«Mit Kindern gibt es kein psychologisches Spiel. Was auf der Bühne passiert, ist echt.»

gaben auch Workshops. «Geldmässig wars eine Katastrophe», sagt Hebing. Doch etwas anderes als Theater kam nicht infrage. Er und Eva Kirchberg gründeten das Kinder- und Jugendtheater La Cascade mit Produktionen in der Schweiz und Deutschland, zogen zunächst mit einem Zelt herum, die Kinder Helena und Valentin im Schlepptau. «Eine wilde Zeit», sagt Hebing lachend, als glaube er es selbst kaum.

Ein gewaltiger Moment

Den Grundstein für die Junge Bühne legte seine Tochter: Sie wollte ein eigenes Stück realisieren, einen Krimi. «Die weisse Hand des Todes» wurde in einem Zelt im Familiengarten aufgeführt. Danach kamen Jugendliche zu Hebing und wollten mitspielen. Es war die Geburtsstunde des Jugendtheaterklubs, aus dem die Junge Bühne entstand.

Heute sind es vier Jugendtheaterklubs für 13- bis 26-Jährige, dazu Kindertheaterkurse und feste Ensembles. In der Pandemie blieben sie aktiv, über Zoom, später waren wieder Proben möglich. Geblieben ist Hebing der Moment, als sie das erste Mal wieder ohne Gesichtsmaske spielten. «Das war gewaltig.»

Spielen ohne Maske, das gilt auch im übertragenen Sinn: «Mit Kindern gibt es kein psychologisches Spiel», betont Hebing. Was auf der Bühne passiere, sei echt. Die Stücke erzählten von Dingen, «die das Leben betreffen». Astrid Tomaczak

Gretchenfrage

Hanna Scheuring, Theaterleiterin:

«Die Liebe ist ja in allen Religionen der Boden»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Scheuring?

Religion begleitet und interessiert mich mein ganzes Leben lang. Ich bin das ganze Leben am Forschen.

Sie waren als Jugendliche Mitglied einer evangelikalen Freikirche.

Mit 13 engagierte ich mich in der Bewegung des Evangelisten Wilhelm Pahls. Ich wurde im Luzernischen in einem riesigen Zelt bekehrt. Meine Eltern erschrakten damals sehr. Von dieser Gemeinschaft fühlte ich mich getragen. Später trat ich wieder aus, weil es mir zu eng wurde und mich viele andere Wege auch interessierten. Da begann meine Zeit des Forschens, auf verschiedensten Pfaden der unterschiedlichen Religionen und spirituellen Wegen, die bis heute andauert.

Wo stehen Sie auf diesen Wegen?

Ich weiss es mit dem Älterwerden immer weniger. Etwas stärkt sich, was man den Glauben an die Liebe nennen könnte. Die Liebe ist ja im Endeffekt in allen Religionen der Grund und Boden. Aber woher alles kommt und wohin es führt, ist mir immer weniger klar. Was etwa nach dem Tod kommt, ist auch unwichtiger geworden. Wichtig ist eher: Was ist jetzt?

Im Bernhard-Theater haben Sie das Format «Heiliger Bernhard» initiiert. Was ist ein «heiter-philosophisch spiritueller Stammtisch»?

Das Theater entsprang ja im Prinzip den religiösen Riten, jedenfalls bei den Griechen. Religion und Theater gehörten zusammen. Heute ist alles wie in unterschiedliche Kästchen versorgt: In der Kirche denkt man über den Sinn des Lebens nach, im Theater unterhält man sich, in einem Seminar diskutiert man philosophische Abhandlungen. Wir wollen diese Kästchen ein bisschen aufbrechen und es möglich machen, in einer Theater-Atmosphäre über spirituelle Themen zu reden. Das ist ein spielerischer Weg, wieder neue Zugänge zu öffnen, Grenzen aufzuheben – auch die Grenzen zwischen den verschiedenen Religionen.

Interview: Thomas Illi

Christoph Biedermann



Tipp

Kurs

Lernen für den «Grünen Guggel»

45 Personen haben sich im vergangenen Jahr zu «kirchlichen Umweltberatern» ausgebildet. Nun bietet die Fachstelle Oeku den Lehrgang erneut für Personen an, die ihre Kirchgemeinde zum Umweltlabel «Grüner Guggel» führen wollen.

Dieses Umweltzertifikat hat sich als gutes Instrument erwiesen, um Kirchgemeinden in der Umweltarbeit zu unterstützen. Durch ein standardisiertes Vorgehen hilft es bei der Erarbeitung eines Umweltmanagementsystems (UMS). Und es erleichtert die Kommunikation der

Kirchgemeinden zu Umweltthemen nach innen und nach aussen.

Im Oktober 2021 beginnt ein neuer Lehrgang «kirchliches Umweltmanagement». An sechs Halbtagen setzen sich die Teilnehmenden am Beispiel von sechs Kirchgemeinden in der Schweiz mit umweltgerechtem Handeln auseinander.

Die Fachstelle Oeku nimmt ab sofort Anmeldungen entgegen, die Platzzahl ist allerdings beschränkt. Voraussetzung für die Teilnahme sind der Beschluss der zuständigen kirchlichen Behörde und die Mitgliedschaft beim Verein Oeku Kirchen für die Umwelt. kk

Kirchliches Umweltmanagement. Auskunft, Anmeldung: Fachstelle Oeku Kirchen für die Umwelt, 031 312 42 46, www.oeku.ch



Hanna Scheuring spielte einst in der Sitcom «Fascht e Familie» und leitet heute das Bernhard-Theater. Foto: zvg